

über der Schwelle und zausen den Hund, der horchend in den Wald hinauslugt. Ihr Haus und ihre Schule, ihr Tempel und ihr Spielgerät ist der Wald, sie wissen kaum, daß draußen die Welt beginnt, sie wachsen heran wie die Kinder im Märchen.

Das ist das einsame Jägerhaus in der Kaiserklause. Jetzt aber herrscht der tiefe Winter dort; zwischen den Zweigen der Tannen liegt das Eis; der letzte grüne Halm ist erstarrt, der Vogel duckt sich zuunterst in das Gesträuch. Über die pfadlosen Wege schreitet der Hirsch und nagt an den braunen, saftlosen Rinden; seine Glieder zittern, in den forschenden Augen steht eine Träne, als wollte er in stummer Hilflosigkeit die Natur verklagen. Immer gewaltiger, immer dichter fällt der Schnee, alles, was noch lebt, lebendig begrabend: so uner schöplich, so grauenhaft sind die Massen, die sich langsam niedersinken. Unsichtbar und ungehört ringt jetzt ein tausendfaches Leben den Kampf ums Dasein. Die Pflanze, die fußhoch überschneit ist, liegt nicht in seligem Friedensschlummer; sie liegt nur in Ohnmacht, und bewußtlos vor Erschöpfung kämpft sie für ihre Zukunft, Millionen Keime erwachen niemals wieder. Unerbittlich schleicht das Raubtier um diese Zeit durch die Wälder, kein Laut, nur die Spur im Schnee, durch den es die Beute schleift, verrät seine List, und wo ein Tier vor Hunger starb, kreisen die Sperber über seiner Leiche. Aber das alles sieht kein Auge, kein Ohr vernimmt den letzten lebendigen Hauch, still, grabesstill ist der Winter in den Bergen. Nur der Wind allein saust des Nachts durch den Wald und schmettert Tausende von Stämmen zu Boden, daß es klingt wie ein fernes Schlachtgetümmel; man hört auf stundenweit das stöhnende Gefrach; dann wird es wieder stumm und ringsum die alte Grabesstille.

Das ist der Winter der Berge. Und die Menschen, die mitten darin leben? Die Herrschaft der Naturgewalten ist so mächtig, so ausschließend und gebieterisch, daß man es fast vergißt, daß es noch Menschen gibt und eine Weltgeschichte, daß sie Reiche bauen, die selbst das Reich der Natur unterjocht haben.

Wir treten über die steinerne Schwelle des Forsthauses, die vom Eise starrt, und freudig winselnd grüßt uns der braune Hühnerhund. Wenn wir die Stubentür öffnen, dann strömt uns die heiße Luft entgegen; in einem Forsthaus darf man nicht frieren, und darum glüht uns der ungeheure grüne Ofen so trozig an, als wollte er allein den Kampf mit dem Winter bestehen. Hinter der Tür hängt der Wettermantel des Försters, eine breite Bank läuft rings um die Wand, und schnarchend liegt dort der Jägerbursch, um von den Mühen seines Janges zu ruhen. Auf der Strohecke am Boden aber kauert der Dachshund und träumt von seinen Heldentaten, von den mächtigen Geweihen, die rings an der Wand hängen, von hohem Gestrüpp und vom Dunkel der Fuchshöhlen, aus dem ihm zwei zornige Augen und spitzige Zähne entgegen drohen.